

AUSLANDS- ERFAHRUNGEN UND RASSISMUSKRITIK GEHÖREN UNTRENNBAR ZUSAMMEN

Ein Plädoyer aus studentischer Perspektive¹

Anna Berting und Luise Heitkamp, theoversity

Das Theologiestudium in Deutschland ist umfangreich und hat hohe Standards. Das ist unbestritten. Wieso machen wir trotzdem ein Auslandsjahr? Wieso empfehlen wir Kommiliton*innen oder Studierenden, sich für ein Studienjahr oder ein Erasmus-Semester zu bewerben?

Viele der Menschen, die in unserer Studierenden-Initiative Theoversity mitarbeiten, haben Auslandsaufenthalte in den unterschiedlichsten Ländern gemacht. Sie haben in ihnen das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer diversitätssensiblen, rassismuskritischen Theologie geschärft. Deshalb haben wir im Sommer 2020 in Leipzig Theoversity gegründet, um an unserer evangelisch-theologischen Fakultät und darüber hinaus für eine theologische Ausbildung einzutreten, die ihre potenziell diskriminierenden Strukturen reflektiert und zu verbessern sucht. Das gilt einerseits für das praktische Verhalten in den Lehrveranstaltungen und andererseits

¹ *Wir sind Theologiestudentinnen aus Deutschland, die verschiedene Auslandsaufenthalte und internationale Erfahrungen u.a. in Taiwan, Südafrika und den USA gemacht haben. Wir sind uns bewusst, dass die Möglichkeit zu solchen Reisen eng mit unseren Privilegien als Westeuropäerinnen verknüpft ist. Nicht alle Menschen haben über ihren Pass unsere Reisemöglichkeiten und verfügen über Zugang zu den nötigen Ressourcen. Bei #theoversity ist uns ein Bewusstsein über diese Privilegien wichtig.*

für die Auswahl der rezipierten theologischen Lektüre und die wahrgenommenen Forschungsansätze. Wir treten ein für eine Lehre, die offen für Vielfalt und sensibel gegenüber Machtstrukturen ist. Denn was wir „daheim“ erlebt haben, war nur ein Bruchteil der vielfältigen Perspektiven, die uns im Ausland begegnet sind.

Bei einem Auslandsaufenthalt erlebe ich mich teils nicht als Teil der Mehrheitsgesellschaft. Wie ich aussehe oder wie ich mich verhalte, unterscheidet sich plötzlich von meinem Umfeld – und das kann auch den anderen auffallen, die mich dann als „Ausländer*in“ oder „Andere*r“ wahrnehmen. Diese Fremdheit selbst erfahren zu haben, kann sensibel machen für die kleinen Kommentare und großen vermeintlichen Selbstverständlichkeiten, die in Seminargruppen oder Kirchengemeinden definieren, wer dazugehört und wer nicht. Selbst mit einem Klischee oder einer Anfeindung nur aufgrund des Aussehens oder der Herkunft konfrontiert worden zu sein, kann dazu anspornen, im eigenen Verhalten solchen Tendenzen gegenüber wachsam zu sein – und erst recht gegen unverhohlenen, direkten Rassismus aufzustehen. Bei einem Auslandsaufenthalt werde ich allerdings auch damit konfrontiert, dass die Wirklichkeit der Menschen vor Ort anders ist als ich es kenne. Das eröffnet die Möglichkeit, leichter andere Denk- und Handlungsweisen auszuprobieren und mich anzupassen. Die Zustände, die ich aus der Heimat kenne, erfahre ich als nicht zwingend. Zwangsläufig werden so auch meine eigenen Denkmuster hinterfragt.

In diesem Hinterfragen liegt eine große Chance. Schließlich sind unsere Denkmuster oft tief geprägt von diskriminierenden Strukturen. Diese sind jedoch einerseits im Alltag für uns selbst meistens selbstverständlich und unsichtbar, andererseits auch sehr komplex. Wir stehen nicht nur vor dem Problem der Diskriminierung von Menschen, die als People of Color gelesen werden. Diskriminierungen überschreiten meistens festgelegte Sektionen, in die Menschen eingeordnet werden, und addieren sich: Schwarz gelesene Frauen, die nicht in Akademiker*innen-Familien groß geworden sind, erfahren eine andere Art von Diskriminierung als homosexuelle Männer mit dörflicher Herkunft. Aber sie alle leiden unter einem System, das eine enge Vorstellung von dem transportiert, was „normal“ sei und Menschen einerseits durch Habitus und Sprache, andererseits durch Geringschätzung und fehlende Anpassungsfähigkeit an andere Bedürfnisse ausschließt. Das Konzept der Intersektionalität drückt aus: Die Diskriminierung von BIPOC und Frauen, Klassismus und Rassismus hängen zusammen, denn sie werden von zusammenhängenden Denkmustern gespeist. Differenzierung ist notwendig, die im Auslandsaufent-

halt eingeübt werden kann: Denn die Realität der Menschen vor Ort ist oft sehr viel komplexer als erwartet. So können Auslandsaufenthalte eine Grundlage dafür sein, auch in der Heimat sensibler für die Vielschichtigkeit von Macht und Zugehörigkeiten zu werden.

Dass sich aus der gesteigerten Offenheit im Ausland auch eine erhöhte Sensibilität für Rassismus und Diskriminierungen daheim ableitet, ist allerdings keine Selbstverständlichkeit. Wie kann unterstützt werden, dass die im Ausland gesammelten Erfahrungen gewinnbringend in den Heimatkontext eingebracht werden? Dazu wollen sich folgende Anregungen verstanden wissen:

Immer mehr Betroffene berichten von ihren Diskriminierungserfahrungen in den Kirchen. Diesen Perspektiven mehr Raum zu geben, bietet die Chance, das eigene Denken und Handeln kritisch zu prüfen. Ein Beispiel dafür ist die Theologin Sarah Vecera, die in ihrem Buch „Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus“² von den Benachteiligungen und Vorurteilen erzählt, mit denen sie als Schwarze Frau immer wieder konfrontiert ist und ihre Leser*innen dazu anregt, gemeinsam diese Diskriminierung zu beenden. Denn wie eine Studie der EKD gezeigt hat,³ sind auch christliche Gemeinden – entgegen ihrem Selbstverständnis! – nicht offener für Vielfalt als die Durchschnittsgesellschaft.

Als Christ*innen dürfen wir uns damit nicht abfinden. Wir haben eine besondere Verantwortung, inklusive Gemeinschaften zu gestalten, denn „das Auge kann nicht sagen zu der Hand: Ich brauche dich nicht; oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich brauche euch nicht. Vielmehr sind die Glieder des Leibes, die uns am schwächsten erscheinen, die nötigsten.“ (1Kor 12,21). Um diesem Anspruch gerecht zu werden, ist es nötig, sich selbst immer wieder zu prüfen und fragen zu lassen: Welche Voraussetzungen zum Beispiel in Hinblick auf lebensweltliche Vorerfahrungen hat mein Angebot? Welche Sprache verwende ich und wen schließe ich damit ein oder aus? Höre ich zu, interessiere ich mich für Anfragen, die mir auf den ersten Blick fremd und herausfordernd erscheinen? Es hilft, diesen Perspektivwechsel durch einen Auslandsaufenthalt bereits eingeübt zu haben. Aber es ist auch eine fortwährende Herausforderung, diese Fähigkeit im Alltag lebendig zu halten.

Internationale Beziehungen und Lernerfahrungen sind ein wichtiger Schatz, der möglichst vielen Menschen zuteilwerden sollte. Die Klimakrise und die Vermei-

derung von CO₂-Emissionen erfordern allerdings, unser Reiseverhalten zu überprüfen und anders zu gestalten. Immer mehr Exkursionen und kürzere Programme ins Ausland anzubieten, kann also keine Lösung sein, die Kompetenzen von Sensibilität und Perspektivübernahme zu fördern. Denn was nutzt der gesellschaftliche Fortschritt, wenn die Welt nicht mehr bewohnbar ist? Zwei Pfade können hin zu einer Lösung dieses Dilemmas führen:

Erstens haben wir während der Corona-Krise vielfältige Kompetenzen im digitalen Zusammenarbeiten erworben. Nutzen wir sie also weiter! Über Videokonferenz-Programme lassen sich internationale Dozierende oder Studierendengruppen oft ohne Mehrkosten und mit geringem Aufwand zusammenschalten. Das ermöglicht internationale Erfahrungen selbst in Kontexten, in denen das vorher nie zur Debatte gestanden hat.

Besonders am Herzen liegt uns zum Zweiten:

„Internationale, rassismuskritische, feministische und generell diversitätssensible (theologische) Beiträge sollten Teil des universitären und kirchlichen Standardprogramms werden.“

Sie zu rezipieren und kritisch zu diskutieren, ist Ausdruck einer veränderten Haltung von selbstverständlicher Perspektivoffenheit. Das bedeutet – wie oben beschrieben – überall den Stimmen von Menschen, die marginalisiert werden, Repräsentation zu verschaffen und zuzuhören, was ihnen wichtig ist. So wird Vielfalt lebendig.

Die Erfahrungen, die man mit Fremdem und Fremden macht, sind einzigartig. Die gewohnten Kontexte zu verlassen, regt zur Selbstreflexion an und fördert Innovation. Das macht sensibel für andere Perspektiven und konfrontiert mit eigenen – auch problematischen – Denkmustern. Es bietet die Chance, erstarrte Strukturen zu verflüssigen – zuerst im eigenen Denken, und von dort hinaus auch in die Institutionen, die uns umgeben. Kirchen und Universitäten tun gut daran, dieses Potenzial zu nutzen und rassismus- und diskriminierungskritische Bildung und Arbeit auch über Auslandsaufenthalte hinaus zu fördern. ■

2 S. Vecera, *Wie ist Jesus weiß geworden? Mein Traum von einer Kirche ohne Rassismus* (Ostfildern 2022).

3 EKD (Hg.), *Zwischen Nächstenliebe und Abgrenzung. Eine interdisziplinäre Studie zu Kirche und politischer Kultur* (Leipzig 2022).